

Wegungs-Preis

in den Spanienposten oder deren Entgelten abgezahlt: vierstelliglich 4 R., bei zweistelliger Höchster Bezahlung im Haus A 875. Durch die Post bezogen für Deutshland u. Österreich vierstelliglich A 4,50, für die übrigen Länder laut Zeitungspreisliste.

Redaktion und Expedition:

Johannishäuse 8.

Bernauerstrasse 158 und 222.

Postexpeditionen:

Alfred Hahn, Buchdruckerei, Universitätsstrasse 3, K. Börsig, Buchdruckerei, 14, u. Königstr. 7.

Haupt-Filiale Dresden:

Marktstraße 84.

Bernauerstrasse 1 und 1 Nr. 1712.

Haupt-Filiale Berlin:

Carl Dauder, Kreuz-Dorf, Holzmarktstrasse 10.

Bernauerstrasse 1 und VI Nr. 4802.

Nr. 570.

Politische Tagesschau.

* Leipzig, 9. November.

Die Erkrankung des Kaisers.

Die Nachricht der „Nordde. Allgem. Zeit.“, daß der Kaiser sich bei der Operation eines „Stimmenlippenspalts“ hat unterziehen müssen, wird uns aufregend, je überschauter sie kommt. Nicht die leiseste Bedeutung darauf, daß der Kaiser leidend sei oder auch nur beim Sprechen sich belästigt fühle, ist in die Öffentlichkeit gebracht. Vielleicht fühlt er sich in die Öffentlichkeit gezwungen. Läßt sich aber auch gerade hieraus und aus den Reichen, von denen das Oberhaupt des Reiches jedoch nach Potsdam zurückgekehrt ist, schließen, daß der auf operativem Wege entfernte Polyp dem Kaiser so gut wie gar keine Beschwerden bereitet hat, so bleibt doch die Sorge das Kind der Liebe und läßt sich um so weniger abweisen, in je frischer Erinnerung in der ganzen deutschen Nation noch die ersten Nachrichten sind, die über die Art des Leidens Kaisers Friedrichs in die Öffentlichkeit drangen. Bei fahrlässiger Überlegung wird man sich freilich sagen, daß vor jenen Zeiten bei der Geburt des jetzigen Kaisers noch keine Spur vorhanden war und daß von einer Vererbung also nicht wohl geredet werden kann. Aber die Liebe läßt von der Sorge nicht, und Kaiser Wilhelm II. wird gerade jetzt an dem Maße von Sorge um ihn erkennen, wie tief die Liebe zu ihm in den Herzen aller Deutschen, die diesen Namen verdiensten, Wurzel geschlagen hat. Rührung erhält die Besorgnis durch die bekannte Tatsache, daß der Kaiser höchst gern mehr als menschliche Ausforderungen an sich selbst stellt. Besonders schwärmerische Leute werden vielleicht auch daran, daß nicht Prof. Dr. Orth selbst in einer von ihm unterzeichneten Erklärung den entfernten buntgezogenen Polypen als einen „durchaus gutartigen“ bezeichnet, sondern daß es der „Nordde. Allgem. Zeit.“ überlassen bleibt, diese Behauptung aufzufallen, anglophile Schlässe ziehen. Wie selbst legen auf diesen kleinen Formschüler kein Gewicht, umso mehr auf die Tatsache, daß der Kaiser noch in neuerer Zeit längere Aufenthalte gehabt hat, ohne die Hörer auf die Vermutung zu bringen, daß in seinem Gehirn eine Wucherung in der Bildung begriffen sei. Und das wäre bei der Sorgfalt, mit der der Monarch von seinen Verträgen umgeht wird, denn doch wohl nicht möglich gestossen, wenn er sich bei dieser Wucherung um mehr als ein mit Leichtigkeit zu entfernen und keine Spur zurücklassendes Gebüsch gehandelt hätte. Jedenfalls ist der Kaiser stets dieser Überzeugung und deshalb von seiner Autorität auf baldige völlige Genesung bestellt. Wieviel Sicherheit sich vollständig als begründet erweisen und sich auf die ganze deutsche Nation übertragen, die

Leipziger Tageblatt

und

Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und des Königlichen Amtsgerichtes Leipzig,
des Rates und des Polizeiamtes der Stadt Leipzig.

Montag den 9. November 1903.

97. Jahrgang.

mit den innigsten Wünschen jede weitere Nachricht über das Gefallen des kaiserlichen Herrn erwartet und begleitet. — Über die Vorgeschichte der Operation und deren Erfolg wird der „König. Zeit.“ berichtet:

„Vollig unerwartet ist die Nachricht gekommen, daß der Kaiser sich einer Operation unterziehen mußte, aber glücklicherweise konnte gleichzeitig gemeldet werden, daß es sich nicht um einen bedrohlichen Fall handelt. Schon als Professor Moritz Schmidt die erste Untersuchung vornahm, sprach er sich dahin aus, daß man es mit einer günstigeren Bildung zu tun habe. Immerhin hielten die Arzte die Entfernung für nötig, und der Kaiser möglicherweise nicht einen Augenschein, sich sie zu unterziehen, und trug sie mit der größten Ruhe. Die Operation wurde am Sonnabend Vormittag um 10 Uhr vorgenommen. Wenn man es nicht sofort zur allgemeinen Kenntnis brachte, so hatte dies keinen Grund darin, daß man das Ergebnis der mikroskopischen Untersuchung abwarten wollte, um mit einem völlig abgeschlossenen Krankheitsbericht vor die Öffentlichkeit zu treten. Professor J. Orth, der Nachfolger Bleibtreus, kommt auf Grund der Untersuchung die bestmögliche Erklärung abgeben, daß eine gesunde Bildung vorliege, und es ist anzunehmen, daß der Heilungspratz nur ihre Zeit dauert, wird während welcher der Kaiser sich lediglich eine Behandlung im Rahmen der Söhne unterziehen möge. Für die Behandlung, welche an empfindender Stelle gehabt wird, ist es kennzeichnend, daß der Kronprinz, der bei einer ersten Erkrankung seines Vaters sehr in Potsdam verblieben wäre, am Sonntag Mittag nach Bernburgreuth zur Jagd abgereist ist. Das traumatische Ende des Kaisers Friedrich ist nur zu prägen, bei einer solchen Erkrankung beunruhigende Gedanken zu lassen. Durch die schnelle Heilung und Verbesserung des Zustandes ist allen denkbar feststellbaren Erfahrungen ein für alle Mal ein Miegel vorge schoben worden. Vor einigen Jahren, als eine Polizeikräfte in Gefahr des Kaisers entstehen mußten, schrieb man auf denselben Grunde sich verantworte gesehen, sofort den Geschoßschuß abzulegen.“

Den „König. Tageblatt“ wird zur Erläuterung des offiziellen Berichtes wahrscheinlich aus britischen Kreisen gebracht:

„Doch die Herren von der Operation eines Stimmenlippenspalts berichten, eins wenig geschicklichen medizinischen Färdern, beweist wohl, daß es sich um die Erkrankung eines Teils des Stimmbildner handelt, an denen sich nicht solche gravierende Geschwülste zu beiden pflegen. Es ist immer herauszuhören, daß, wie aus dem Unterricht des Prof. Orth hervorgeht, bei der polypomatigen Schwellung lediglich sehr weiche Teile des Unterligamentes in Frage standen, die operativ entfernt werden müssen. Die Bezeichnung dieser Teile als „sehr weich“ ist heraußragend für die Gattartigkeit der entzündeten Teile des Stimmbildner. Da es bekannt ist, daß solche Schwelungen leichter zu entfernen sind als solche Geschwülste, die nicht so leicht erhaben werden können. Die „Akademiker“, die Leute, die mehr als Zigarettenrauchen genutzt haben, sind nicht nur in der Partei, sondern auch im Post- und Eisenbahnbetrieb die „Allzuvielen“, die Schulden

grauen Pigmentflecken, von denen der Mund spricht, jedenfalls aus leichter Belastung hervorgegangen, die sich als Folgen der Anstrengung keinem Sprach eingesetzt haben. Da der entzündete Polyp mit einem Blattengewölbe überzogen war, so ergibt sich daraus, daß es sich lediglich um Zellen gehandelt hat, die an der Oberfläche der Schleimhaut lagerten. Mit einem Wort, die kreativen Angaben, denen man bei der großen Katalysat der befindenden und unterzuhenden Herze voller Versuchshäuser darf, sind für eine baldige Genesung des Kaisers zu hoffen.“

Kampf gegen die „Akademiker“.

Daß unsere sozialdemokratische Presse alle vorläufigen Einrichtungen herabzuurteilen und zu schmähen pflegt, ist so bekannt, daß nicht daran erinnert werden muß. Sie steht davon und unterscheidet sich dadurch von der Presse der „Genossen“ in anderen Ländern, die auch in der besten Tradition gegen den Staat nicht das patriotische Schwergewicht verlegten. Aber bemerkenswert zur Kennzeichnung der deutschen Sozialistepresse ist dies, daß sie in ihren Anzeigen auf alles Verfehlte vor den ältesten Selbstverständnissen und zurücksetzt und das Wort, „es kann nicht sein und bitter aus einem Brammen fließen“, widerlegt. So die „Leipziger Volkszeitung“ in einem und derselben Nummer (256) und auf einem und demselben Blatte. Nach ihr ist es unmöglich, wenn sie die deutsche Postverwaltung so hoch hält — wie freilich nicht nur die Deutschen, sondern auch die Ausländer tun. Denn während die französische Post einen Gewinnüberschuss von 64 000 000 verzeichnet, erhält sich der von der deutschen Post erzielte auf nur 30 000 000. „Es wirtschaftet also“, hören wir weiter, „die deutsche Post mindestens viermal schlechter als die französische“ ... Siermal? Genug! Denn 4 mal 30 ist 120. Wenn aber nach Adam Ries geht, so ist es ein kleiner Rechenfehler, den die glänzenden Menschen entweder nicht bemerken oder entschuldigen werden. Der Nettogewinn des preußischen Eisenbahnbetriebes beläuft sich aber, nach einer Notiz derselben Postzeitungsmann, auf 400 Millionen, und das hängt mit den „vorlängigen Betriebsverlusten“ zusammen, „die dann und wann in einem Gewinnüberschuss fällig werden“. Das sollte Unfälle auf den preußischen Bahnen seltener als überall sonst vorkommen, wird die Posten verschwiegen, und daß man auf den deutschen Bahnen frequenter und präziser als auf den meisten ausländischen fährt, scheint der Artikelbeschreiber selbst nicht zu wissen. Aber, was es hier zu retten gilt: die Post wirtschaftet nach ihm schlecht, weil sie zu wenig erbringt, und die Eisenbahnverwaltung verdient dabei, weil sie zu viel abreicht. Die „B.Z.“ weiß aber auch, woran es liegt, daß jemals im Vergleich mit der französischen und der englischen Verwaltung so schlechte Geschäfte macht. Man sieht in Deutschland an die Postbeamten „zu hohe Ansprüche, man unterwirft insbesondere die höheren Beamten zu und so viel Prüfungen, um festzustellen, ob sie genügend vorbereitet seien“ zu das? In der englischen und der französischen Post arbeiten lahmähnlich gebildete Geschäftsführer, in der deutschen Post unpraktisch — Akademiker und Gendarmen (!). Da haben wir's: die „Akademiker“, die Leute, die mehr als Zigarettenrauchen genutzt haben, sind nicht nur in der Partei, sondern auch im Post- und Eisenbahnbetrieb die „Allzuvielen“, die Schulden

und Schädlinge, die man bestrafen muss. Das ist sehr sozialdemokratisch und, wie seltsam immehr, der alte Solonius würde, wie von Hamlet's Fererden, sagen: „Ist das schon Tollheit, bat es doch Methe?“ So weniger da gelingt das, desto brauchbarer ist zu schon heute und, noch gewisser, im Zukunftsbilde. Was mache August Bebel zum Kriegsmästter, den Münzfabrikanten a. D. Singer zum Kultus-, den Herren Lantz zu einer Reckring zum Justizminister und lasse Herren Budde seine einflussreiche Stelle an den roten Postmeister abtreten, — dann sind die Stellen ausgeteilt und alles vollbracht!, wie es in einem alten Studentenleben heißt. Und das möglichst bald, damit man noch etwas davon erlebt! Denn so lange der Staat die „Gebildeten“ und „Akademiker“ bevorzugt, geht alles schief.

Das Deutschtum in Australien.

Professor Karl Lamprecht hat jordan den Schluss der „Gesammtrede seiner Deutschen Geschichte“ erscheinen lassen. Er behandelt darin die neuesten Vorfälle der inneren und äußeren Politik, besonders das Einsetzen Deutschlands in die Weltpolitik und die überzeugende Bedeutung des Deutschen. Lieber das Deutschtum in Australien, von dem im Jahr 80er Jahren des 19. Jahrhunderts gesprochen werden kann, führt der Gelehrte u. a. aus: Wird aber der Deutschen Australiens eine freudige Zukunft eröffnen? Schon aus physiologischen Gründen ist dies zweifelhaft: denn sowohl ist aus den schon älteren Erbauungen der angelsächsischen Kolonie ablesbar, daß es die Bevölkerung der angloamerikanischen Kontinente Energie und Fruchtbarkeit der Exopäer. Aber auch davon abgesehen, zeigt das deutsche Element, es sei denn, daß es geschleift in bürgerlichen Stellungen ist, nur zu leicht auch hier die verhängnisvolle Neigung, im Angloamerikanum aufzugehen: mag dieses nun seine Verdienste annehmen, wie es in Australien von ersten Politikern unumwunden gefordert, oder ihm mit beispielndem Angemessenem engagiertretet, wofür seit dem Vierjährigen Krieg, sowie seit der endgültigen Einführung der samoanischen Würzen sich aus Australien ebenfalls betrübliche Beispiele anführen lassen. Außerdem können selbst die rein agrarischen Kolonien nicht genugend geschicht zu sein; so sind z. B. über den Rückgang des Industriebetriebs in Brisbane in den letzten Jahren gerade Klagen erhoben. Im ganzen läßt sich sagen, daß die Deutschenfrage an das australische Deutschtum wohl nur allzuviel gestellt werden wird; und die jüngste Zusammensetzung des deutsch-australischen Handels, wie sie mit der Entwicklung der Beziehungen des Norddeutschen „Klubs“ zum Kontinent seit Mitte der achtziger Jahre eingetreten ist, wird den drohenden Untergang wohl nur hinausschieben, nicht aber verhindern können.

Die Republik Panama.

Das neueste Staatengebilde der Welt, beginnt sich, obwohl herkömmliche Bürger dem neuen Gebäude nach dem Leben trachten, bereits einzurichten und zu konstituieren. So besagt ein in New York eingelautes Telegramm aus Panama, daß die Republik die von Kolumbien seinerzeit eingezogenen Verpflichtungen übernehmen werde; es fehlt deshalb bereits entsprechende Verpflichtungen getroffen worden. Der Präsident der Republik Panama, Panamácarilla ist in Washington eingetroffen und hat die Beglaubigungspapiere und Vollmachten als bekleidet.

Feuilleton.

Ein interessanter Mann.

Roman von Arthur Böpp.

Die Minuten der Freudenlosen vergingen sich wie die eines kleinen Kindes, das sich wegen einer Unzert gezwungen sieht. Endlich stieg sie mit einem Anflug von Trug herauf: „Aber er gefällt mir! Ich finde ihn sehr interessant und nett. Warum sollte ich ihm denn da mit erstaunlicher Rüte begegnen?“

Frau Valdesa sah in plüschiger Kremesschönheit vor sich hin und wachte mit den Bäumen an der Unterlippe. Sie wußte nicht, was sie erwarten sollte.

Die Wahrheit durfte sie ja nicht sagen, und doch erfüllte es sie mit großer Beitrübung, wahrzunehmen, daß sich die Kremesschönheit, überzähne von dem gleicherartigen Bären des Kremes ebenso bestreut wie sie selbst, einigte. Sie wußte nicht, die noch immer in der breiten runden Hand der Coutine mit festem Druck, und über den Augenwinkel ihres Gewissens aufzuschärfende Befürchtung zu haben. Ich bin ja doch kein Kind. Denkt du, ich blide mir was Besonderes auf meine Galanterien ein? Unmöglich! Ich weiß ganz gut, daß es weiter nichts zu bedeuten hat. Sag' das, Parker. So etwas sagt ein Kremose jeder Dame... Ich komme, sag' und wieder gut sein!“

Sie bewegte sich hinüber und kreiste mit ihren Lippen die Wangen der anderen.

Einiges Kapitel.

Am Sonnabend war Baron Minoleklu der erste, der sich zum Kün-We-Tee einstieß. Als er der Frau des Hauses gemeldet wurde, nickte diese das Hausschlüssel den Herrn in den Salón föhrte. Sie selbst blieb noch, obgleich sie bereits in voller Toilette war, in ihrem Boudoir. Ein alter Widerwillen vor dem Alleinsein mit dem Kremes beherrschte sie. Als sie endlich den Salón betrat, ging Baron Minoleklu erfreut auf und ab. Bei ihrem Anblick stieß er sieben und sah sie mit funkelnden Augen an. Nach einer kurzen, hastigen Verbeugung strahlte er ihr zu: „Sie verbergen sich vor mir. Sie haben ein schönes Gewissen. Sie fürchten meine Vorwürfe.“

Sie reckte sich hoch in die Höhe, sah ihm verachtungsvoll in die Augen und sagte mit ihrem Schulters:

„O, Ihre habseligste Haltung impuniert mir gar nicht“, erwiderte er wütend. „Sie müssen sehr wohl, was Sie meint. Juers verpreßten Sie mir Freundschaft und dann intrigierte Sie gegen mich.“

„Ich kann Ihnen weder Freundschaft versprechen, noch intrigiere ich gegen Sie.“

„So? Rennen Sie das nicht intrigiern, wenn Sie mich abschätzig der Geschäftsführer Ihrer Coutine herabwerten? Ich mache Sie. Wenn Sie mich noch einmal in dieser Weise drücken, dann —“ Er unterbrach sich und läßt sich auf einen Stuhl sinken. Frau Valdesa hatte ihm, ohne etwas zu erwischen, den Rücken gedreht und sprach jetzt derart:

„Wo wollen Sie denn hin?“ rief er bestürzt.

„Ich will Ihnen Zeit geben, zur Befinnung zu kommen.“

Er läßt sich auf die Lippen. Als sie eben die Hand auf die Türklinke des Nebenzimmers legte, rief er rasch: „Wardon! Entschuldigen Sie meine Hartigkeit! Es ist nicht meine Absicht, Sie zu erzählen. Frau Valdesa hatte ihm, ohne etwas zu erwischen, den Rücken gedreht und sprach jetzt derart:

„Sie kann langsam zurück, bleib, aber mit entschlossenem Geschäftsausdruck.“

„Dann verlangen Sie nicht Unmöglichkeiten von mir!“

Er sah sie mit einem großspurigen Ausdruck an.

„Unmöglich nenne ich es“, entgegnete sie, ihre mühsam erwogene Ruhe verlierend, „mich zu Ihrer willenslosen Sklavie erneutigen zu lassen, ohne etwas dagegen zu schreiben.“

Sie band ihm mit stammenden Wangen gegenüber. Er betrachtete sie eine Weile schweigend, überlegen. Seine Miene sämtigten sich und nahmen etwas Verlöbliches.

„Sie übertrieben, gnädige Frau“, entgegnete er wieder.

„Was meine Sklavie, sondern meine Freundschaft möchte ich in Ihnen leben. Sie haben Sie gegen mich nicht gemacht.“

„Sie übertrieben, gnädige Frau.“

„Sie werden mir mein Bild vorzuhalten“, entgegnete sie heftig.

„Kein Recht? Erlauben Sie, gnädige Frau, es ist nicht mein Eigentum? Ich es mit nicht von Ihnen aus freien Entscheidung anerkannt worden?“

„Sie können. Ihr Söhne gruben sich nie in Ihre Unterlippe.“

„Sie wollen es mir nicht geben?“

Er lächelte und verzogte ausweichend: „Wer man sagt doch sein Photostudioalbum nicht bei sich, gnädige Frau.“

„Sie werden es mir bringen?“

Er hob eine gekräuselte Miene auf.

„Die Mütteren weiß das meine. Sie werden mit